

Ein deutscher Journalist guckt sich die Olympiade in Peking an

und so fasst er zusammen, was er gesehen und erlebt hat:

„Ein langer Arm hat alles und jeden in Peking auf seinen Platz geschoben – die Goldgewinner so wie das Putzpersonal. Zufälle waren nicht vorgesehen im olympischen Plan. Die Zigarettenhändlerin Wang Qin sagt trotzdem, es sind schöne Spiele gewesen.“

Interessante Feststellungen sind das, die erstens viel über die selektive Wahrnehmung und die jahrzehntelang vorgebildeten Urteile des Holger G., seines Zeichens SZ-Schreiber, verraten. Und die zweitens vorführen, wie ein gewiefter Journalist die Meinung seines Publikums bildet. In aller Freiheit, versteht sich.

- In China hat also ein langer Arm (vermutlich der des Staates, man erfährt es nicht, weiß es im Grunde aber) alles und jeden, Spitzensportler wie Straßenfeger, auf seinen Platz geschoben. Das soll irgendwie für sich bemerkenswert sein. Inwiefern? Kann man annehmen, dass hier jemand etwas dagegen hat, dass es Goldgewinner und WC-Reiniger gibt? Offenbar nicht – moniert wird ja die Art und Weise, wie man das wird, was man ist. In Peking wird man dahin „geschoben“, bei uns ist dagegen ... So (und nur so) macht die Beobachtung Sinn – auf Basis eines *Vergleichs* mit den *heimischen Zuständen*. Und Holger *sieht* dann also in der chinesischen Hauptstadt allen Ernstes die *Abwesenheit* (!) seiner *Vorstellung* (!) darüber, wie es hierzulande zugeht, wo es der *eigenen Leistung* zugeschrieben wird, dass sie einen auf seinen gesellschaftlichen Ranglistenplatz bringt. (Kleine Nebenbemerkung: über ihm selbstverständlich bekannte Nebensächlichkeiten wie Geldvermögen und Zugehörigkeit zu gesellschaftlichen Schichten und den Einfluss dieser Faktoren auf Bildungsmöglichkeiten und Karrieren möchte der SZ-Mann hier eben mal nicht reden – wenn er will, macht er das aber gerne. Ein anderes Mal.)

- Im olympischen Plan waren *Zufälle* nicht vorgesehen – das ist natürlich krass. Ein Plan, der etwas plant, statt dem Zufall freien Lauf zu lassen, verrät schon einiges über die autoritäre Eigenart des dortigen Ladens. Auch diese lustige Beobachtung kriegt Holger natürlich nur mit einem kleinen Trick hin. Er vergleicht Pekings Olympiade mit dem *Bild*, das daheim, in München und Berlin, von den deutschlandeigenen sportlichen Großveranstaltungen gezeichnet wird. Die finden nämlich prinzipiell im Geiste lässiger Entspanntheit statt, sind qua Definition „heitere Spiele“, bei denen die Welt „zu Gast bei Freunden“ ist und haben gar nichts gemeinsam mit dem, was man *hier* zu sehen kriegt: Das krampfige Bemühen einer ehrgeizigen Nation, sich mit ihren eigens dafür gezüchteten Sportsoldaten weltweit bejubeln zu lassen, und demzufolge eine steife Veranstaltung abzuliefern, bei der nichts schief gehen darf.

- Trotzdem sagt die einheimische Zigarettenhändlerin, es seien schöne Spiele gewesen. Trotzdem? Teilt Frau Wang Qin denn Holgers Urteil, dass es offenbar nicht so schöne Spiele waren? Kleine Unstimmigkeit, aber egal, denn jetzt geht es schon hinein in den eigentlichen Text. In dem geht es nämlich – wie immer auf der Seite 3 der SZ und auch anderswo oft genug – damit weiter, dass irgendein *Mensch* dafür herhalten muss, die *Problemsicht* der Redakteure zu personifizieren. Das ist hohe Schule der Journalistenzunft: die geneigte Leserschaft geistig mitzuzerren in das Leben eines Indianers in Ecuador, eines ruinierten Frankfurter Bankers oder sonst wohin, um ihr dann anhand der ganz subjektiven Empfindungen dieser einfachen oder auch nicht so einfachen „Menschen“ unterzujubeln, was der jeweilige Redakteur über die Welt mitteilen will. Heute, am 23./24. August 2009, werden übrigens eine ganze Reihe dieser Menschen aufmarschieren. Aber jetzt, am Anfang, befinden wir uns im Zigarettenladen der Frau Wang, direkt neben dem olympischen Vogelneest.

- Schon das bürgt natürlich für absolute Authentizität und ist auch sonst ein ganz toller Einfall. Mitten in einem Staat, der sich immer noch kommunistisch nennt, die Perspektive eines underdogs einzunehmen, der gar nicht reinkommt ins Stadion. „Sie (Frau Wang und ihr Mann) waren ganz nah dran, aber (!) sie haben die gesamten Spiele in Peking aus der Perspektive betrachtet wie die Zuschauer in Sydney, Moskau oder Kiribati.“ Hammerhart. So was gibt’s bei uns natürlich gar nicht – ein Büdchen in Berlin, dessen Besitzer gar nicht drin war bei der Fußball- oder Leichtathletik-WM, kein Geld hatte für Eintrittskarten oder vielleicht sogar keine Lust – einfach undenkbar. So wenig Holger in Deutschland einfallen würde, einen x-beliebigen Zigarettenhändler nach so etwas zu fragen, so sehr steht in Peking für ihn fest: Hier veranstaltet ein Staat *seine* Spiele und lässt sein (leider „trotzdem“) staunendes Volk außen vor.

- Die nächste Person ist „Die Sportlerin aus China“. Wie es der Zufall so will, ist sie eine Gewichtheberin, die „ihr zweieinhalbfaches Körpergewicht“ stemmt. Ihr Schicksal ist selbstverständlich bedauernswert. „Sie wurde eine Heldin, aber ihre Mutter macht sich Sorgen, ob ihre Tochter jemals einen Mann findet. Wer will schon eine Gewichtheberin heiraten? Gewichtheberinnen gelten doch als dick und hässlich. Chen Yanqin ‚ist schon fast dreißig, das ist sehr alt, vor allem für Menschen vom Land‘, sagt ihre Mutter.“ Gekonnt! Chinas Medaillengewinne werden auf Kosten menschlicher Schicksale erzielt. Und das sagt nicht etwa Holger – das würde ja vielleicht nach Neid und Parteilichkeit aussehen. Nein, das sagt die *Mutter* der Sportlerin. Die erzählt zwar auch nur denselben blöden Quark, den jede Mutti drauf hat, wenn ihr Kind nicht rechtzeitig eine Familie gründet, und unter der Hand spielt Holger auch noch etwas gehässig mit dem angeblichen abschreckenden Äußeren seiner „Sportlerin aus China“, die im internet jedenfalls mindestens so nett aussieht wie unsere Steffi Nerius, aber so arbeiten wir uns doch schon wunderbar vorwärts.

- Mit der „Sportlerin aus Amerika“ biegt der SZ-Mann in die nächste Runde ein. *Sie* „läuft, wie nur jemand läuft, der in Hawai geboren ist. Sogar wenn sie sich aufwärmt, beim Training, auf der riesigen Sportanlage des Normal Gymnasiums von Peking, wo die Amerikaner ihr Lager bezogen haben, sieht es wie Tanzen aus, Gefühlstanzen, Schattenboxen, keine gelernen Schritte, keine vorgeschriebene Choreographie.“ So geht Sport in Freiheit – man muss nichts lernen, braucht keine Vorschriften, vermutlich auch kein Training, sondern einfach nur Spaß an der Bewegung. Und natürlich Freude am Zusammensein mit anderen – da ist nix mit Einzelkämpfertum und Konkurrenz. „Ich mag es, in einer Mannschaft zu sein“, sagt sie nach dem Training, ein Haarreifen bändigt die Frisur.“ Natasha, so schön heißt die schöne Läuferin, muss es Holger ziemlich angetan haben, denn jetzt flippt er völlig aus. „Sie wischt sich den Schweiß aus dem Gesicht, und es sieht so lässig aus, als würde gerade ein Werbespot gedreht, in dem es darum geht, dass eine schöne Frau sich den Schweiß aus dem Gesicht wischt, bevor sie eine Mineralwasserflasche zischend öffnet. Sogar wenn sie schwitzt, riecht sie irgendwie zitronig.“ Wie riecht eigentlich die andere, die Chinesin? Vermutlich nach der ganzen Bitterkeit eines ebenso dicken wie dummen Untertanen.

- Nun kommt Jacques Rogge ins Bild, „Der IOC-Präsident“, also eine etwas andere Sorte Mensch, der hier aber mit ein paar Zeilen eingereiht wird. Ihn hat Holger *nicht* gesehen, und das ist ihm eine giftige Bemerkung wert. Zwar könnte das purer Zufall sein – schließlich wird sich Rogge nach der Eröffnungsfeier ja nicht entmaterialisiert haben, ist es aber selbstverständlich nicht. Rogge hat nämlich klein beigegeben vor den Chinesen, das ist es. Der Feigling hat sogar die Xinhua-Website gelobt, die Seite der amtlichen chinesischen Nachrichtenagentur – kein Wunder, dass er sich nicht mehr sehen lassen will.

- Dass die Gewichtheberinnen bei der offiziellen Pressekonferenz von ihrem Trainer mehr oder weniger fürsorglich stellvertretend werden, ist der nächste Skandal für Holger: „eine Parodie auf eine Pressekonferenz“. Und völlig unverständlich dieses Verhalten angesichts der einfühlsamen Fragen unserer freiheitlichen Pressevertreter aus Amerika, die doch bloß in aller Öffentlichkeit die vorher als „klein und still“ beschriebene Chen Yanqing mit den idiotischen Aussagen ihrer Mutter konfrontieren. Und von den anderen Gewichtheberinnen wissen wollen: „Wolltet ihr nicht auch mal was anderes machen, vielleicht Ballett?“
- Zum krönenden Abschluss lässt Holger dann noch „den Toilettenmann“ aufmarschieren. Dazu greift er sein Bild vom „langen Arm“ des Regimes noch mal auf und stellt sich vor, wie 1,3 Milliarden Chinesen „gecastet“ werden für die Spiele. Das ganze Volk! Die Langen werden Basketballer, ein schönes Zwillingsspärchen muss synchronschwimmen, die hübschen Mädchen mit der makellosen Haut und dem perfekten Gang bedienen die Gäste – und nun also unser Toilettenmann. „Jemand hat entschieden, wer die Toiletten säubern muss, obwohl (!) er lieber im VIP-Raum Äpfel in Folie eingewickelt hätte. Genauso wie anderswo jemand entschieden hat, dass jemand Wasserballer werden muss, obwohl derjenige vielleicht (?) lieber Flötenspieler geworden wäre.“ (Nebenfrage: Wer hat eigentlich entschieden, dass Holger so was schreiben darf?)
- Der Toilettenmann steht – außer für den langen Arm des chinesischen Staates – dann auch noch für die eigentlich unvorstellbare Duldsamkeit des niederen Volks. „Die Toilettenmänner und die Toilettenfrauen nehmen es hin, wenn sie nicht begrüßt und manchmal angebrüllt werden. Sie blicken oft zu Boden, wenn sie einem begegnen, oder sie lächeln, es sieht hilflos aus, verlegen oder ängstlich. Wenn man sich die Hände wäscht, stehen sie am Papierhandtuchspender und reißen schon mal einige Papierhandtücher ab, um sie einem im richtigen Moment überreichen zu können. Es rührt einen an, und wie alles Rührende ist es auch verstörend und traurig. Weil es ja sein könnte, dass diese Spiele, die viele ausländische Journalisten in den Boden hineinschreiben, für die Toilettenmänner und Toilettenfrauen ein großer Augenblick ihres Lebens sind. Vielleicht einer der größten.“ Ja, der Holger kann nachvollziehen, was in diesen einfachen und von ihrem Staat ewig gegängelten Menschen vorgehen muss, wenn sie es mit seinesgleichen zu tun kriegen, Leuten, die Freiheit und Geld ausstrahlen und deren große Augenblicke in was ganz anderem bestehen.
- Damit aber keiner über diesen ganzen Figuren eventuell die entscheidende Botschaft dann doch verpasst, wendet sich der SZ-Mann kurz vor Ende noch explizit seinem Leser zu. „Wer gedacht hat, das Land würde sich öffnen, hat die Kraft des Sports überschätzt oder das Regime unterschätzt oder beides. Menschen sind verschwunden während der Spiele, Menschen wurden eingesperrt, weil sie protestieren wollten. Es gab bestellte Jubler in den Stadien, falsche Tibeter bei der Eröffnungsfeier. Die Chinesen haben ungefähr alle Zusagen nicht eingehalten, die sie vor den Spielen gegeben hatten.“ Wie selbstverständlich unterstellt er, dass sein Leser und er sich in dem Anliegen einig sind, dass China sich ändern muss. *Warum* und *worin* – das muss hier gar nicht groß behandelt werden. Klar ist einfach, dass sich dieses Land mal wieder „öffnen“ muss. Offen plaudert der Redakteur des liberalen Tagesblatts aus, dass die „Kraft des Sports“ dafür herhalten sollte, darin aber leider überschätzt wurde. Ärgerlich ist es also, wenn Peking seine Spiele für politische Demonstrationen benutzt, ganz normal dagegen, wenn wir mit der „Kraft des Sports“ gleich ein ganzes Land ändern wollen. Und noch ärgerlicher, dass man es offenbar mit einem Land zu tun hat, das der beabsichtigten Einflussnahme etwas entgegenzusetzen hat und sich einfach so verhält, wie das „normal“ uns vorbehalten ist: Es sperrt prophylaktisch seine notorisch Verdächtigen ein und sorgt mit aller Macht für das Bild eines harmonisch funktionierenden Gemeinwesens. (Kleine Erinnerung: Wie war

das noch mal gleich mit der Kampagne gegen die unschöne rechte Gewalt in unseren Städten im Vorfeld der Fußball-WM?)

- Zum guten Schluss aber – das ist im Sinne der guten Story natürlich unverzichtbar – muss es zurückgehen auf die menschliche Ebene. Eigentlich egal, wer dafür herhalten muss, in diesem Fall ist es der Toilettmann. „Was kann man tun, um einem Toilettmann in Peking zu zeigen, dass man wahrnimmt, was er die Spiele über leistet?“ Ja, was nur? Da hat man jahre- und jahrzehntelang an China hingebenz, dass dieses Land zur Vernunft kommen soll und endlich zur Marktwirtschaft überläuft. Da hat man sicher schon ganze Artikel darüber geschrieben, wie schrecklich es inzwischen mit der Ungleichheit in China steht, wie die Schere von Arm und Reich auseinandergeht, wie rücksichtslos dieses Land seinen neuen Reichtum auf dem Rücken seiner Wanderarbeiter erwirtschaftet usf. Was also, verdammt noch mal, könnte man einem armen Tropf in China schenken? „Einen Anstecker der jamaikanischen Sprintermannschaft, ein schönes Buch mit allen chinesischen Sporthelden und ein bei einem Sponsorentermin ergattertes Autogramm von Guo Jingjing, der besten Wasserspringerin in der Welt. Sie sammeln ja Autogramme in China, gerade stand irgendwo, wie enttäuscht ein paar freiwillige Helfer waren, als der riesige Basketballer Yao Ming sie davongejagt hat mit ihren Filzstiften, weil er keine Lust hatte, irgendwas zu unterschreiben. China war gerade rausgeflogen aus dem Turnier.“ So geht es in Holger seinem Kopf zu: Gerade denkt er darüber nach, was er seinem Toilettmann schenken könnte, muss er uns gleich alles Mögliche erzählen. Was er in seiner Hosentasche so findet und wie er da alles rangekommen ist, kommt ebenso rausgepurzelt wie ein paar quatschige Urteile über „sie“, die Chinesen, die er bei irgendwelchen Kollegen gelesen hat. Und dann surren ihm schon lange noch ein paar kleine Gehässigkeiten über das Land im Kopf herum, dessen Sportler unwirsch sind. Oder dessen Sportler versagen. Ja, das ist nicht einfach mit dem Schenken – aber Zeile um Zeile vollzukübeln, das geht offenbar ganz gut.

Eine reife Leistung des freien Journalismus ist so ein Artikel.

Er unterstellt:

- einen Holger, dessen Hirn so funktioniert, dass er „die Welt“ schamlos mit dem verwechselt, was er sich an interessierten nationalistischen Urteilen über sie zurechtgelegt hat;
- eine Leserschaft, die der Ansicht ist, dass sie was über die Welt erfährt, wenn sie Artikel dieser Art liest und wegen ihrer Anschaulichkeit auch noch goutiert;
- eine freie Presse, die mit einem ganz selbstverständlich national gefärbten Blick auf den Globus ein Geschäft machen kann;
- einen Staat, der all das als Ausübung des Rechts auf Meinungsfreiheit schätzt. Womit er vollkommen richtig liegt.